

Claus-Andreas Lessander

Eine-Welt-Verbrauch?

Wir machen's einfach!

Eine Familie auf
dem Weg zu einem
nachhaltigen
Leben



*You tell me it's the institution
Well, you know
You'd better free your mind instead.*

*Du sagst mir, dass das System schuld sei.
Aber weißt Du was?
Du solltest erst mal Deinen eigenen Geist befreien.*

John Lennon

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
Seite 8

Das ökologische Manifest

1. Die sich selbst zerstörende Prophezeiung
Seite 12
 2. Ein Weihnachtsgeschenk
Seite 19
 3. Wir machen's einfach!
Seite 23
 4. Wir machen's einfach – aber wie?
Seite 32
 5. Es gibt immer einen Grund, nichts zu tun –
man muss nur nicht wollen
Seite 35
 6. Shēng rì kuài lè, Karl Marx
Seite 39
 7. Das ökologische Manifest
Seite 46
-

Wir machen's einfach!

8. Im Wanderparadies
Seite 56
9. Selbstverständliches und Kleinigkeiten
Seite 60

10. Die Tomatenzucht und ihre Folgen
Seite 75
11. Das Schwein bestimmt das Bewusstsein
Seite 93
12. Unverpackt hält besser
Seite 102
13. Zwischenbilanz: Gedanken zur Klimakrise
Seite 106
14. Im Ökostrom-Dschungel
Seite 116
15. Unser Weg zum Elektrog Glück
Seite 127
16. Die Heizung – das unbekannte Wesen
Seite 134
17. Such dir Partner –
das Regionalbündnis Soonwald-Nahe
Seite 141
18. Es geht mehr, als du denkst!
Und es kann Spaß machen
Seite 152



Nachwort
Seite 161

Dank
Seite 163

Anhang: Eine kurze Geschichte des Lebens.
Erzählt von Helena und Leonard Lessander
Seite 164

Literatur
Seite 169

Über den Autor
Seite 174

Vorwort

Menschen lieben es zu unterteilen und abzugrenzen. Und sie stecken alles gerne in mehr oder minder passende Schubladen. So ist mein Buch *Der Ruf nach Wildnis* in der Schublade »Entstehungsgeschichte des Nationalparks Hunsrück-Hochwald« gelandet. Ganz falsch ist das nicht. Im ersten Kapitel geht es in der Tat um die Entstehungsgeschichte, die durch die intensive Bürgerbeteiligung eine ganz besondere war und nach wie vor einzigartig ist. Aber es folgen noch elf weitere Kapitel, in denen es letztendlich um die alles entscheidende Frage geht: die Frage, die sich jeder Mensch stellen sollte. Sie lautet: Wie lebe ich ein verantwortungsvolles Leben? Verantwortungsvoll gegenüber mir selber, gegenüber meiner Familie, meinen Freunden und auch gegenüber der Natur?

In *Der Ruf nach Wildnis* gibt es viele Passagen, in denen es um diese Thematik geht. Ich möchte in dem hier vorliegenden Buch verständlicherweise nicht jeden Gedankengang wiederholen. Deshalb schneide ich manche Überlegungen nur kurz an und verweise in den Fußnoten auf die entsprechenden ausführlicheren Textstellen in *Der Ruf nach Wildnis*.

Eine Sache möchte ich in diesem Vorwort besonders betonen: Im Kapitel *Nationalpark und Nachhaltigkeit – ein Widerspruch?* bezeichne ich den Begriff »Nachhaltigkeit« als ein »Denkwort«.¹ Und im Kapitel *Alles auf einmal oder einmal alles richtig* gehe ich auf den Vorwurf ein, dass ein Nationalpark in Deutschland nur ein Naturschutz-Feigenblatt sei.² Diese zwei grundlegenden Dinge gehören für mich zusammen. Denn die Gefahr, dass Nationalparks – in Deutschland, aber auch weltweit – nur als Vorzeigeprojekt wahrgenommen werden, ist in der Tat vorhanden: In Deutschland sind

1 Lessander, C.-A. (2016): *Der Ruf nach Wildnis*. München, S. 66.

2 Lessander: *Der Ruf nach Wildnis*, S. 115.

0,6 Prozent der Landesfläche als Nationalpark ausgewiesen. Bei den Nationalparkerfindern, den US-Amerikanern, sind es immerhin 2,1 Prozent. Doch selbst wenn 10 Prozent der Landfläche auf der Erde Nationalpark wären und auf den restlichen 90 Prozent würden wir keinerlei Natur- und Umweltschutzgedanken berücksichtigen, würden wir diese Erde zugrunde richten. Davon bin ich überzeugt. Deshalb möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen, dass Nationalparks mehr sein müssen als Flächen, in denen wir keine Bäume mehr fällen. Nationalparks sollen »Denkorte« sein.³ Auch das ist ihr Sinn und Zweck. Wundervolle, beruhigende und zugleich anregende Orte, in denen man vor allem über das Denkwort »Nachhaltigkeit« hervorragend sinnieren kann.

Und wenn man in der Natur die Gedanken gesammelt und Kraft getankt hat, muss man sich der Wirklichkeit stellen und kämpfen. Kämpfen um ein selbstbestimmtes Leben. In den letzten Jahrzehnten hat die Ökonomie die Weltherrschaft übernommen. »Ich kaufe, also bin ich.« – das ist das Credo, das uns auf tausenderlei Weise eingetrichtert wird. Wir werden zu Konsumidioten degradiert. Das macht uns so willenlos, dass wir bei vollem Bewusstsein alle gemeinsam diese Erde ausplündern, vergiften und vermüllen.

Ein seltsamer Zustand. Diese Schrift ist ein Versuch, diesen Zustand zu ändern.



3 Lessander: Der Ruf nach Wildnis, S. 121.

Das
ökologische
Manifest

Die sich selbst zerstörende Prophezeiung

Gollenberg bei Birkenfeld, 19. August 2018. Ich bin bei meiner Mutter. Als sie abends ins Bett geht, setze ich mich vor den Fernseher. Ich möchte die Tagesthemen schauen, bin jedoch viel zu früh dran. In der ARD läuft die sonntägliche Talkshow von Anne Will. Das Thema des Tages lautet: »Der Dürresommer – wie müssen wir unser Verhalten ändern?« Ich bin sofort gefesselt. Anne Will diskutiert mit unserer Bundeslandwirtschaftsministerin Julia Klöckner, dem nordrhein-westfälischen Wirtschaftsminister Andreas Pinkwart, der Grünen-Bundesvorsitzenden Annalena Baerbock, dem Vizepräsidenten des Deutschen Bauernverbandes Werner Schwarz und dem Klimawissenschaftler Professor Hans Joachim Schellnhuber.

Es geht um genau die Dinge, die mich momentan am meisten beschäftigen. Professor Schellnhuber redet Klartext: »Wenn wir weitermachen wie bisher, wenn wir diesen Pfad drei, vier, fünf Grad Erwärmung wirklich gehen – und es spricht im Augenblick nichts dafür, dass wir ihn nicht gehen werden – dann werden eine große Anzahl von tropischen Gebieten physiologisch unbewohnbar. Temperaturen an die 50 Grad bei einer Luftfeuchtigkeit von 90 Prozent werden wahrscheinlich. Es wird Hunderte von Millionen Menschen betreffen. Wir können sagen, was dort geschieht, geht uns nichts an. Es wird uns durch Migrationsbewegungen aber klargemacht werden, dass es uns sehr wohl etwas angeht.«

Durch die Sendung wird die Situation, in der die Menschheit sich befindet, verdeutlicht: Der Eisberg hat die Titanic längst gerammt, aber die Passagiere in den Salons feiern fröhlich weiter. Deshalb fragt Anne Will Professor Schellnhuber: »Sie beraten seit langen Jahren Angela Merkel. Trauen sie ihr und auch der Europäischen Union tatsächlich noch zu, dass der Schalter umgelegt wird und sich radikal

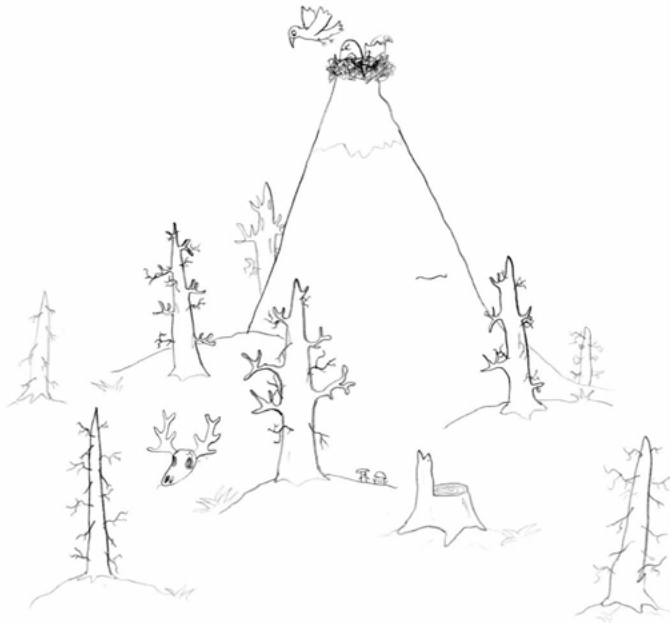
etwas ändert, auch am politischen Handeln?« Die trockene Antwort von Schellnhuber: »Ja vielleicht ist diese Sendung der Startpunkt für eine Wende.« Das gefällt mir an ihm. Er gibt nicht auf, will nicht zur Cassandra werden.

Schellnhuber hat die Thematik Klimawandel in seinem großartigen Buch *Selbstverbrennung*⁴ in allen Facetten geschildert. Wer immer noch nicht glaubt, auf welchem Pulverfass wir sitzen, sollte es lesen. Schellnhuber geht bis an die Grenzen dessen, was sich ein Wissenschaftler erlauben darf, ohne seine wissenschaftliche Reputation zu gefährden. So zum Beispiel mit diesen Sätzen: »*Verzweiflung*. So müsste eigentlich mein persönliches Fazit lauten, wenn ich die Einsichten über den Klimawandel und die Aussichten für den Klimaschutz nach 25 Jahren intensiver Auseinandersetzung mit der Thematik in einem Wort zusammenfassen sollte. Die wissenschaftliche Beweislage, dass unsere Zivilisation dem Feuer immer näher rückt, ist erdrückend, aber gleichzeitig scheinen alle, die das Steuer noch herumreißen könnten, entschlossen, den Selbstmordkurs zu halten.«

Schellnhuber beschreibt und benennt in seinem Buch die Gefahren, die auf uns zukommen, doch gleichzeitig nennt er Lösungsmöglichkeiten und lässt die Hoffnung bestehen, dass wir diese Gefahren abwenden können. Damit und mit seiner einerseits ruhigen und überlegten, andererseits nachdrücklichen Art erinnert er mich an einen anderen Professor, der zu den Menschen gehört, die mein Leben stark beeinflusst haben: an Professor Dr. Bernhard Ulrich.

Göttingen, Anfang der 1980er-Jahre. Zum ersten Mal betätige ich mich als Umweltaktivist. Mein Studium der Forstwissenschaften an der Georg-August-Universität in Göttingen fiel in die Zeit des »Waldsterbens«. Dem deutschen Wald ging es im Verlauf der 1970er- und 1980er-Jahre ganz offensichtlich immer schlechter. Im Hochharz und vor allem im Erzgebirge begannen sogar ganze Wälder großflächig abzusterben.

4 Schellnhuber, H. J. (2015): *Selbstverbrennung. Die fatale Dreiecksbeziehung zwischen Klima, Mensch und Kohlenstoff*. München, S. 642.



Einer unserer Professoren, der Bodenkundler Dr. Bernhard Ulrich, entdeckte, dass die von unserer Industriegesellschaft ausgestoßenen Luftschadstoffe für das Waldsterben verantwortlich waren. In erster Linie führten Schwefel- und Stickstoffverbindungen zum sauren Regen, der die Waldökosysteme stark belastete. Professor Ulrich machte dies publik und es begann eine jahrelange, intensive, zum Teil sehr emotionale gesellschaftliche Debatte.

Als junge Forststudenten wollten wir unseren Beitrag dazu leisten. Wir saßen schließlich an der Quelle, Professor Ulrich war unser Lehrer und einige von uns wollten das erworbene Wissen an interessierte Bürger weitergeben. Wir gründeten eine Gruppe, die samstägliche Exkursionen in die Wälder der Umgebung Göttingens anbot und bei denen wir über das Waldsterben aufklärten. Die Deutschen lieben ihren Wald und dementsprechend groß war das Interesse. Wir beschäftigten uns also sehr intensiv und aktiv mit der Thematik. Wir wollten, dass etwas gegen das Waldsterben unternommen wird. Ungeduldig wie wir als junge Menschen waren, wollten wir, dass sofort

Maßnahmen eingeleitet werden. Deshalb waren wir zu Beginn unserer Aktivitäten ziemlich frustriert. Unserer Meinung nach handelte die Politik viel zu zögerlich, doch dann passierte Folgendes:

Die Bundesregierung reagierte, indem sie im Verlauf der 1980er-Jahre gesetzliche Regelungen erließ, die zu einer deutlichen Verminderung vor allem der Schwefeldioxidemissionen führten. Am wirkungsvollsten war die Vorgabe, dass alle Abgase aus Kohlekraftwerken entschwefelt werden mussten. In den 1990er-Jahren sank die Schwefelbelastung durch die Abschaltung vieler ostdeutscher Braunkohlekraftwerke weiter. Auch die deutsche Forstwirtschaft reagierte: Um die Wirkungen des sauren Regens zu mildern, begann man den Wald per Hubschrauber oder von Fahrzeugen aus zu kalken. Der Kalk neutralisiert die per Luftverschmutzung eingetragenen Säuren für einige Jahre.

Die Maßnahmen zeigten Wirkung: Die Wälder erholten sich so weit, dass für Laien Schäden kaum mehr zu erkennen waren, und im Verlauf der 1990er-Jahren erlosch die Debatte um das Waldsterben. Die Schäden waren mittlerweile in »neuartige Waldschäden« umbenannt worden und nur noch die Forstwirtschaft beschäftigte sich damit. Oberflächlich betrachtet könnte man meinen, alles sei gut. Bis zu einem gewissen Grad ist es das auch, weil die große, drohende Gefahr – das großflächige Absterben von Wäldern – gebannt worden ist. Der Einsatz von allen Waldbesorgten – von Experten wie Professor Dr. Ulrich, von aktiven Bürgern, wie wir es als junge Forststudenten waren, von Naturschutzverbänden und von einsichtigen Politikern – hat sich also definitiv gelohnt. Bei aller Umweltbesorgnis können wir, sollten wir uns darüber freuen! Dennoch stören mich zwei Dinge an dieser Geschichte:

Das Waldsterben wird immer wieder als Beispiel für völlig überzogenen Umweltalarmismus genannt. Schon so oft habe ich mit einem hämischen Unterton den Satz »Was ist denn aus dem Waldsterben geworden?« gelesen oder gehört. Meistens im Zusammenhang damit, dass die Sorge um Klimaerwärmung, Tropenwälder, Vermüllung der Meere und Rückgang der Artenvielfalt wahrscheinlich ebenso hysterisch und unbegründet sei. Doch was wäre passiert, wenn keiner Alarm geschlagen hätte? Wenn nicht auf die zum Teil

eklatanten Waldschäden reagiert worden wäre? Die Antwort auf diese Fragen ist ziemlich eindeutig: die Waldschäden hätten weiter zugenommen. So aber ist dies erfreulicherweise nicht passiert und bei den Warnungen handelte es sich um eine »self-destroying prophecy«, also um eine sich selbst zerstörende Prophezeiung. Das heißt, die Prophezeiung (»Das großflächige Absterben von Wäldern wird weiter zunehmen«) löste Reaktionen aus, die zur Folge hatten, dass sie gerade *nicht* eintrat. Und damit erscheint sie auch im Nachhinein als absolut notwendig und gerechtfertigt.

Nicht weniger ärgert mich, dass es bei der Berichterstattung in Presse, Funk und Fernsehen tendenziell nur *Schwarz* oder *Weiß* gibt. Ein Thema ist entweder *in* oder *out*. In der ersten Hälfte der 1980er-Jahre war das Waldsterben *in*. Entsprechend stürzten sich die Medien darauf. Ein erster Einbruch bei der Waldsterbenberichterstattung kam mit der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl im Jahr 1986. So ein Reaktorunfall machte natürlich mehr her als ein paar sterbende Bäume. Über Süddeutschland zogen radioaktive Wolken hinweg und dort, wo es regnete, sind die Böden bis heute mit Cäsium belastet. Das war der Anfang vom Ende der Berichterstattung über das Waldsterben. In den 1990er-Jahren dümpelte das Thema noch ein wenig vor sich hin und 2003 erklärte die damalige Bundeslandwirtschaftsministerin Renate Künast in einem Interview mit der Zeitschrift WELT AM SONNTAG das Waldsterben für überwunden. Das war ein wenig umstritten, zumal es dem Wald nach dem Jahrhundertsommer 2003 sehr schlecht ging, aber letztendlich war's das. Doch war's das wirklich?

Tatsache ist, dass der Wald vielerorts langsam vor sich hin leidet. Das liegt vor allem daran, dass sich die Bodenqualität schleichend verschlechtert. Die Schwefelemissionen konnten zwar deutlich zurückgefahren werden, der Eintrag von Stickstoffverbindungen in unsere Ökosysteme (zum Teil als Salpetrige und als Salpetersäure) ist jedoch nach wie vor enorm hoch. Dieser Stickstoff stammt aus der Landwirtschaft, dem Verkehr, der Industrie und den Heizanlagen der Privathaushalte. Die Belastung durch sauren Regen ist zwar gegenüber den 1970er- und 1980er-Jahren gesunken, allerdings ist sie nach wie vor gegeben. Das Fatale ist, dass sich dadurch langfristig

die natürlichen Puffersysteme des Bodens erschöpfen. Teilweise gelingt ein Gegensteuern durch die Waldkalkung. Aber auch diese kostet Geld und wird nicht überall, wo es notwendig ist, durchgeführt. Zudem ist sie umstritten. Es ist ein recht schwerwiegender Eingriff in den Naturhaushalt und letztendlich ist es das sprichwörtliche »Rumdoktern« an Symptomen, ohne die Ursachen anzugehen. Die negativen Auswirkungen der Schadstoffemissionen sind eben nicht so einfach auszugleichen. Eine fortschreitende Bodenversauerung hat eine Freisetzung von Aluminiumionen und Schwermetallen zur Folge. Diese waren vorher im Boden gebunden und können nun das Wasser von Trinkwasserquellen belasten. Auch deshalb sind im Verlauf der letzten Jahrzehnte in Deutschland Hunderte von Trinkwasserquellen geschlossen worden. Eine Möglichkeit, die Schließung zu verhindern, besteht darin, das Wasser einer stark belasteten Quelle mit dem einer geringer belasteten zu mischen, sodass der Schadstoffwert sinkt. Dazu muss man die beiden Quellen mit einer Wasserleitung verbinden. Wir können uns das im doppelten Sinne leisten: Zum einen haben wir genügend finanzielle Ressourcen, zum anderen sind wir ein ziemlich wasserreiches Land. Deshalb findet sich oft in der Nähe einer schadstoffbelasteten Quelle eine, die noch nicht verseucht ist. Die Kosten für den Leitungsbau halten sich damit in Grenzen. Gerade angesichts der Veränderungen durch den Klimawandel mit den immer ausgeprägter auftretenden Dürrephasen liegt die Frage nahe: Wie lange geht das gut?



Die sich selbst zerstörende Prophezeiung

Die Schwermetalle im Boden werden auch von Pilzen und Pflanzen aufgenommen, ebenso von den Bäumen. Früher hat man den Garten mit Holzasche gedüngt. Das sollten Sie heute tunlichst unterlassen, da in der Asche so viele giftige Schwermetalle enthalten sein können, dass sie Ihren Garten langsam, aber sicher in eine Giftmülldeponie verwandelt.

Was lehrt uns das alles? Zum einen lässt sich immer wieder das gleiche Muster beobachten: Wir neigen bei akuten Umweltproblemen dazu, nur gerade so viel zu tun, dass sie nicht mehr offensichtlich sind. Beim Beispiel Wald reicht es uns aus, wenn eine Erkrankung oder Beeinträchtigung für den Laien nicht mehr erkennbar ist. An die tiefere Ursache für unsere Umweltprobleme, an unseren zu hohen und stetig weiter steigenden Ressourcenverbrauch, gehen wir nicht ran. Wir sind nach wie vor weit davon entfernt, unsere grundsätzliche Haltung zu verändern. Eine Haltung, die davon ausgeht, dass wir das Recht haben, Natur zu verbrauchen.

Zum anderen kann man an dem Beispiel des »verschwundenen« Waldsterbens sehen, dass es möglich ist, Dinge zum Besseren zu wenden. Es ist möglich, Entwicklungen, die auf eine Katastrophe zusteuern, so weit abzumildern, dass die große Katastrophe doch nicht eintritt oder wesentlich verzögert wird. Es ist jedoch nur möglich, wenn begründete Warnungen von der gesamten Gesellschaft ernst genommen werden. In diesem Sinne könnte ich in 30 Jahren den hämischen Satz »Ja, wo bleibt sie denn, die Klimakatastrophe?« ganz gut ertragen. Wir werden ihn nur zu hören bekommen, wenn wir *jetzt* auf die Alarmrufe reagieren.

Nachhaltig leben – eine Familie macht's vor

Als die siebenjährige Helena zum ersten Mal vom Erdüberlastungstag hört, fragt sie: »Und wieso macht da keiner was?« Gute Frage. Ob Plastikmüll, Insektensterben oder Klimawandel – die Probleme springen einen förmlich an. Doch wie geht man damit um? Anfang 2018 beschließt Familie Lessander, mit kleinen Schritten loszulegen, und macht sich auf den Weg zu einem nachhaltigeren Leben. Das Ziel ist klar: der »Eine-Welt-Verbrauch« – sie wollen nur so viele Ressourcen verbrauchen, wie der Planet auch tatsächlich zur Verfügung stellt. Und siehe da: Gemeinsam schaffen sie mehr, als sie anfangs geglaubt haben.

Was im Alltag wirklich funktioniert und wo sie an ihre Grenzen stößt, zeigt die Familie im Selbstversuch.

Illustriert von Leonard Lessander.

